Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 17 (1937-1938)
Heft: 2

Artikel: Rom und sein Festtag
Autor: Sprecher, Jann v.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158337

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

von blindem Haß und blinder Liebe? Nur wer sich dieser Leidenschaftlichkeit entschlägt, ist frei und hat das Recht, zu urteilen. Die Pflicht zur Gerechtigkeit ist kein Verzicht auf die Freiheit. Der ehrliche Wille, gerecht zu sein, ist der Preis unserer Neutralität, und dieser Preis hat nichts Unwürdiges — im Gegenteil.

Rom und sein Festtag.

Von **Jann v. Sprecher.**

Rom, im Mai.

Der Chef der italienischen Regierung hat durch seine politische Führung und durch die in der ersten Hälfte der faschistischen Aera in Angriff genommene Rekonstruktion des alten Rom, in Verbindung mit den bekannten großen Umsiedlungsarbeiten, aus der ehemaligen Weltstadt des römischen Reiches wieder ein Zentrum der Macht, der Schönheit und der Freude gestaltet, dessen einzigartiger Aufbau jedem unvergeßlich bleibt, der die Gelegenheit hat, das neue Rom in seiner äußern Gestalt als Eindruck in sich aufzunehmen und zugleich die Spuren der neurömischen Machtpolitik zu begehen, welche dem modernen Italien sein Charakteristikum verleiht.

Rom hat Wochen der Feste hinter sich, in deren Mittelpunkt glanzvoll der Jahrestag der Verkündung des italienischen Impero stand. So ist es denn nicht verwunderlich, daß in diesen Tagen und Wochen der Strom der Fremden, der sich in die Stadt des neuen Reiches ergoß, fast beängstigende Ausmaße annahm. Sämtliche Hotels waren bis über das letzte Badezimmer hinaus besetzt, und auf den Straßen hörte man ein beständiges Gewirr aller nur denkbaren Sprachen der Welt, unter denen allerdings das Englische — in der Hauptsache durch Amerikaner vertreten — den ersten Platz einzunehmen schien. Solche Massenansammlungen von Fremden, unter deren Wirkung der Kontakt mit der eingesessenen Bevölkerung fast verloren geht, sind naturgemäß nicht wohl geeignet, ein vollkommen objektives Bild über die wirkliche Denkart und die Einstellung des römischen Volkes selbst zu geben — doch kann ohne weiteres das Eine festgestellt werden, daß diese Festtage das Volk in einem Grade mitgehen ließen, den zu erreichen wohl nur der leichtempfindliche Italiener vermag. Daß dabei immer, ausgesprochen oder nicht ausgesprochen, als Mittel- und Lichtpunkt die Person des Duce steht, braucht kaum besonders betont zu werden — und doch ist es oft direkt rührend, das übergroße Maß persönlicher Anhänglichkeit zu sehen, das dem Duce aus allen Kreisen, aus denen der Gebildeten nicht weniger als aus den anderen, entgegengebracht wird. Ich glaube nicht, daß es überhaupt ein Schaufenster gäbe, darin nicht sein Bild stünde, und man hat ganz den Eindruck, daß die Institution der Ansichts-

karte nur erfunden wurde, um der Welt ein Abbild des Vergötterten zu vermitteln. Die Fremden lassen sich von dieser Welle der Begeisterung teils aus Courtoisie, meist aber aus innerer Anteilnahme gerne mittragen, und ihr manchmal bis zur Naivität deutlich gezeigtes Interesse für die kleinsten Besonderheiten des römischen Lebens zeugt von der bestehenden und bewußt oder unbewußt angewandten Fähigkeit der Italiener, die Fremden für sich einzunehmen.

Der größte Reiz, den Rom äußerlich zu bieten vermag, liegt im Grund in der Tatsache beschlossen, daß derjenige, der dem Typus der eigentlichen Großstadt zu begegnen glaubt, eine sehr angenehme Enttäuschung erfährt. Mussolini hat bekanntlich das Zentrum der Stadt nicht nur von allen Straßenbahnen entblößt und diese durch — übrigens nichthupende — Autobusse ersetzt, sondern er hat außerdem aus dem Zentrum der antiken Erinnerungsstätten die Wohngebäude in großzügiger Weise entfernt und die Bewohner, natürlich auf Staatskosten, an der Peripherie der Stadt in prächtigen Wohnkolonien angesiedelt. Im übrigen weist das an Ausdehnung nicht zu große Zentrum der Stadt wenig sogenannte „Geschäftspaläste" auf, und man hat das Gefühl, daß sich das Geschäftsleben gewissermaßen in wohltuender Verborgenheit abspielt. Hier liegt der frappante Unterschied zwischen Städten wie Mailand und Genua und Rom anderseits, und der Fremde ist beinahe verblüfft, wenn er hört, daß die Hauptstadt, nach der Zahl ihrer Bevölkerung sich, wie obige beiden andern Städte, ebenfalls der Millionengrenze annähere. Die Mailänder und Genuesen blicken denn auch nicht selten mit einer gewissen Geringschätzung oder zum mindesten mit einem leicht sarkastischen Seitenblick auf ihren römischen Kollegen, dem in ihren Augen irgendwie der Charakter des Provinzlers anhaftet, eine Bezeichnung, die sich eben durchaus nur auf den äußern Eindruck des römischen Stadtzentrums selbst bezieht, den Menschen aber nicht berühren kann. Denn der Römer — und vor allem die Römerin — sind weit davon entfernt, einen andern Anstrich als den des stolzen Weltmenschen zu haben, wenn sie auch gerade das Weltliche nach außen verhältnismäßig wenig zeigen, was nun vielleicht damit zusammenhängen mag, daß die Augen jenseits des Tiber vielfältig sind und der Vatikan nicht nur geographisch einen überhöhten Standpunkt einnimmt. So kommt es, daß das äußere römische Leben nach abends 10 Uhr, mit Ausnahme der großen Fremdenzentren, gewissermaßen erlischt und die Fremden, des Baedeckers und des Gütschlifahrens endlich müde, sich unter sich selbst in die Hallen der Hotels zurückziehen.

Die Nähe und Unmittelbarkeit des Vatikans ist übrigens besonders deutlich zu erkennen an den ungezählten Seminaristen, die der Stadt in weitem Maße das Gepräge geben. Wenn jeweils punkt 5 Uhr nachmittags die Glocke in der Gregorianischen Universität ertönt, ergießt sich ein Strom von hunderten jener bekannten Gestalten in die Stadt, deren Hüte sämtlich gleichförmig das sinnfällig-wohlbekannte Rund aufweisen, während die

überhängende Kleidung zwar meistens schwarz ist, oftmals aber die verschiedenen charakteristischen Farben aufweist, unter denen das Rot der deutschen Seminaristen am typischsten hervorsticht. Es ist unbestreitbar, daß diese gelehrigen Schüler der Kirche durchwegs einen vorzüglichen Eindruck hinterlassen und so ist das Gesamtbild, das durch sie in breitem Maße der Stadt vermittelt wird, im allgemeinen vortrefflich. Die Leute sind nämlich keineswegs grüblerisch oder verschlossen und haben nicht im geringsten etwa den Charakter von Klausnern; vielmehr sind es durchwegs aufgeweckte, natürliche und in ihrer Art fröhliche junge Menschen, die sich in den Dienst ihres moralischen und geistigen Beherrschers gestellt haben.

Wo nun noch vor einigen Jahren enge und mißgestaltete Häuser den einzigartigen Ausblick auf die unsterblichen Schätze der Antike versperrten, da ist jetzt durch den Willen Mussolinis Platz für Luft und Sonne geschaffen worden und kein einziger optischer Mißklang stört den Anblick dieser unvergleichlichen Stätten. Hier dehnt sich heute, in imposanter Breite, vom Colosseum dem Forum romanum entlang bis zu dem nicht zu Unrecht umstrittenen Denkmal Viktor Emanuels II. die Via del'Impero, deren feierlicher Charakter unterstrichen wird durch die zu jeder Tageszeit bewegungslos in der Mitte der Straße stehenden berittenen Polizisten, die mit unerschütterlich ruhigem Gesichtsausdruck auf die Bedeutung der Situation hinweisen. Auf dieser Stätte spielt sich am Vormittag des 9. Mai wohl das gewaltigste Schauspiel ab, das das moderne Rom je gesehen hat. Zur Feier des einjährigen Bestehens des neurömischen Imperiums, also zum Gedächtnis an die vollzogene Inbesitznahme der Hauptstadt Abessiniens, veranstaltete Italien an diesem Tage eine Parade, die wohl zu dem Eindrücklichsten gehört, was in dieser Beziehung geboten werden kann. Schon lange vor dem bedeutsamen Tage kündigte sich das bevorstehende Ereignis durch die zahlreiche Anwesenheit schwarzer Truppen in der Hauptstadt an, die zum Teil in geschlossenen Kolonnen, viel bestaunt und bewundert, durch die Stadt marschierten, teils aber auch einzeln oder in kleinen Gruppen ihre wohldosierten Einkäufe tätigten. Es waren dies durchwegs gut gewachsene Gestalten, die in ganz famoser Haltung sich durch die Stadt bewegten und oftmals auch in ein fröhliches Colloquium mit interessierten Römern gerieten, was sich umso leichter bewerkstelligen ließ, als zahlreiche dieser Schwarzen ein ausgezeichnetes Italienisch sprechen. Zu dieser Zeit war es auch, daß man in den Hallen der Hotels oftmals einige merkwürdige Gestalten sah, die sich durch eine lange weiße Bluse, die mit goldenen Tressen verziert war, besonders aber durch ausgesprochene und bis zum Boden reichende Pluderhosen auszeichneten, sodaß einem unwillkürlich irgendwie die Atmosphäre des „Aladin mit der Wunderlampe" aus den Tagen der Kindheit ins Gedächtnis kam. Das interessante Bild vervollständigte meist ein Monokel, schnittig ins linke Auge geklemmt, und das Ganze entpuppte sich am Ende als ein Offizier der lybischen Kamelreitertruppe, den man dann am Sonntag majestätisch, mit jener unver-

gleichlichen Grandezza, die nur der Sitz auf dem stolzen Kamel zu verleihen vermag, an der Parade vorbeireiten sah.

Noch selten sahen wir eine so freudig gestimmte und bis zur Siedehitze mit Erwartung geladene unübersehbare Menge, wie an jenem Sonntag früh. Die ganze Strecke der Parade war durch eine ununterbrochene Reihe peinlich sorgsam, zum großen Teil untermauert, aubgestellter Tribünen angefüllt, zu denen man sich trotz des scheinbar wohltuenden Besitzes einer numerierten Tribünenkarte nur mit größter Mühe und nur unter stetem Schwenken des in solchen Fällen in seiner Wirkung unübertroffenen Schweizerpasses begeben konnte. Ungefähr in der Mitte der Strecke erhob sich zur Linken die Tribüne des Königs und Kaisers und des Chefs der Regierung, an die das diplomatische Korps, mit Ausnahme des englischen Botschafters und des französischen Geschäftsträgers vollzählig, anschloß. Charakteristisch für die Stimmung der Unzähligen, die an diesen unvergleichlichen Stätten erwartungsvoll fieberten, war das oftmals an sich gänzlich unmotivierte Klatschen von Hunderten, die dann immer wieder Tausende zum selben mitrissen, und dies auch dann, wenn weiter gar nichts zu sehen war. Im übrigen scheint dem Römer bei solchen Gelegenheiten eine gewisse Kultur anzuhaften, die man anderswo nur zu oft vergeblich sucht: denn auch der kritische Beschauer hätte am Schluß der Parade keineswegs jenes ach so bekannte Bild des mit Pergamentpapier und Servelathäuten besäten Bodens in sich aufnehmen können und vergeblich suchte der Blick nach jenen unzähligen leeren Bier- und Limonadeflaschen, die in der trauten Heimat ja zum Grundsätzlichen solcher Veranstaltungen zu gehören pflegen.

Um 9 Uhr begann die Parade mit dem Getöse mehrerer schwerer Flugzeugstaffeln, die in beängstigender Niedrigkeit über die Massen flogen. Unmittelbar darauf kam das große Ereignis, das von den Zuschauern mit ungeheurem Jubel aufgenommen wurde: in langsamem Schritt bewegten sich, ganz allein auf der weiten Straße, die beiden Sieger des abessinischen Feldzuges auf ihren Pferden in der Mitte der Via triumphalis, rechts der Generalstabschef Badoglio auf einem prächtigen Fuchs, links der weißbärtige Milizmarschall de Bono auf einem Schimmel. Die wohl vollständige Verbundenheit zwischen Volk und Armee kam gerade bei dieser Gelegenheit besonders sinnfällig zum Ausdruck, als diese beiden Führer, ganz einfach in Kaki und den berühmten abessinischen Tropenhelm gekleidet, ohne Waffe, ohne Orden noch Schärpe, mit einer in die Augen springenden Herzlichkeit begrüßt wurden.

Hinter ihnen folgte endlos die Truppe, unter der wohl alle Waffengattungen vertreten waren. Selbstverständlich nahm dabei die schwarzhemdige Miliz einen bedeutsamen Platz ein und die Gleichstellung zwischen Miliz und regulärer Armee wurde deutlich erkennbar. Ungefähr fünfzigtausend Mann marschierten so vorüber, meist in ausgezeichneter Ordnung und besonders häufig mit Musikkapellen durchsetzt, die von den Zuschauern den

schönsten Kranz der Begeisterung entgegennehmen durften. Unter den Truppen stachen besonders hervor die offenbar ganz ausgezeichnete reguläre Division der „Granatieri di Sardegna", die mit drei Regimentern vertreten war, ferner die „Alpini" mit ihrer Gebirgsausrüstung und dann vor allem die „Bersaglieri", die in ausgezeichneter Haltung, in dem gewohnten schnellen Schritt, nach den Klängen des unsterblichen Bersaglierimarsches vorbeizogen. Eindrucksvoll war die Artillerie, meist schwere, von Traktoren gezogen — gespenstig die kleinen Tanks, aus deren von der heißen Sonne beschienenen Gehäuse der völlig unsichtbare Fahrer sich durch das Schwenken eines auf eine kleine Eisenstange geschlungenen Nastuchs zur Belustigung der Zuschauer bemerkbar machte. Unmittelbar hinter ihnen folgten die sogenannten „Chemischen Truppen", die ein recht anschauliches Bild von den Schrecken eines kommenden Krieges zu geben vermochten. Geheimnisvolle, wie Sauerstoffflaschen aussehende Behälter mit einem glücklicherweise unvorstellbaren Gas wurden auf Lastwagen betreut von der mit Masken ausgerüsteten chemischen Truppe, und am eindruckvollsten in dieser Gruppe waren die jeweils mit der Mündung nach hinten gerichteten Flammenwerfer, behütet von Mannschaften, die nicht nur die Maske trugen, sondern von den Zehenspitzen bis über die Fingerspitzen in undurchläßlichen Stoff gekleidet waren. Bei der herrschenden Stimmung durchaus unvermeidlich, aber auf den Beschauer doch von zwiespältiger Wirkung war der laute Beifall, der dieser Gruppe zuteil wurde, und die Tragik des Gegebenen konnte im übrigen kaum deutlicher illustriert werden als durch eine jener sinnreichen Einteilungen, die in diesem Falle fast unmittelbar hinter dieser Gasgruppe die Gruppe des „Roten Kreuzes" hatte folgen lassen, in welcher einige Dutzende von fröhlichen Rotkreuzschwestern, auf Lastwagen befördert, ebenso stürmisch beklatscht wurden, wie die Gruppe des Todes vorher.

Unnötig zu erwähnen, daß die von der Marine gestellte Truppe einen ausgezeichneten Eindruck hinterließ, wie auch die ganz famosen Kompagnien der Offiziersschüler von Rom und Neapel durch straffe Haltung besonders auffielen.

Nun rückten die Kolonialtruppen an, und jetzt überbordete die Begeisterung vollständig. An der Spitze der energische, kleine General Gravina, in der weißen Tropenuniform, mit weißem Helm (im Gegensatz zum abessinischen, braunen), das Monokel im Auge, stürmisch beklatscht, wohl einer der populärsten Kolonialführer, wie übrigens auch die Kolonialtruppe als solche sich als der Liebling der Bevölkerung erwies. Und nun folgte Kolonne um Kolonne von Kolonialtruppen, voran die weißen, die sogenannten „nationalen", also italienischen, und daran anschließend endlos eine schwarze Kolonne nach der anderen, unter der Führung weißer Offiziere und in der Regel schwarzer Unteroffiziere, die mit ihren kurzen Peitschen emsig um die Kolonnen herumsausten. Die Offiziere saßen meistens auf Mauleseln, die aber trotz ihrer Kleinheit in ganz an-

sehnlichem Tempo davontrippelten und von denen sich nicht ein einziges als im klassischen Sinn störrisch erwies. Die offenbare Disziplin und der Schneid dieser Truppen machten einen großen Eindruck; man bekam ganz unzweifelhaft das Gefühl, daß Italien hier über ein auch bezüglich der Reserven gut ausgewiesenes, schlagfertiges Kriegsinstrument verfügt, wobei die erst noch kleine Gruppe der lockigen Amharas die Möglichkeiten der Entwicklung dieser Streitmacht nur ahnen ließ.

Den Schluß des Zuges bildeten die bereits erwähnten Kamelreiter, die in scharfem Trab vorbeistürmende lybische Kavallerie und endlich die Dubats, die auf dem heißen Asphalt, unter der stürmischen Begeisterung der Tausende, im Marschieren zu einer monotonen Musik ihre Tänze zur Darstellung brachten, indem sie mit ihren Speeren wild in der Gegend herumfuchtelten.

In einem fürchterlichen Gedränge, das aber der vom Jubel mitgerissene Beschauer kaum fühlen wollte, bewegte man sich anschließend nach der Piazza Venezia, wo der Duce nach mehreren stürmischen Ausbrüchen der Begeisterung auf dem Balkon erschien und die kurze Rede sprach, die durch alle Zeitungen gegangen ist. Bei dieser Gelegenheit konnte der Beobachter erneut die echte Begeisterung und treue Anhänglichkeit des römischen Volkes für seinen Führer sehen, der gerade dieser Stadt so unvergleichliche Werte kultureller und zivilisatorischer Natur geschenkt hat.

Von der „Front der Arbeit" zur „Richtlinien"-Bewegung.

Von S. Haas.

1. Kampf um die Macht im Staate.

Die sozialistischen und gewerkschaftlichen Vorstöße, die in der Nachkriegszeit zur angeblichen „Rettung der Demokratie und zur Wirtschafts- und Finanzreform" unternommen wurden, ließen an ein evolutionäres Hineinwachsen der vordem ausgesprochen revolutionär eingestellten organisierten Arbeiterschaft in den demokratischen Aufbau glauben. Eine Demokratie wie die schweizerische, die sich auf die Bundesgenossenschaft von Staaten und Einzelbürgern gründet, vermag denn auch die feindselige Abseitsstellung eines namhaften Volksteils auf die Dauer nicht zu ertragen. Das ergibt sich schon daraus, daß die nationale Unabhängigkeit, die sich wachsenden außenpolitischen Gefahren gegenüber sieht, immerwährend und zunehmend auf die lebendige und aktive Mithaftung aller Eidgenossen angewiesen ist.

Diese Erkenntnis ist zweifellos stark im Wachsen, gerade auch bei der Arbeiterschaft, die sich längst nicht mehr gesamthaft auf die früher gern betonte Vaterlandslosigkeit versteift, ja diese Proletenparole mehr und mehr